



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

die Politik Heinrichs IV.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

noch, und nicht lange dauerte es, so geriet Frankreich in den blutigen Strudel des religiösen Bürgerkriegs, in dem noch einmal, wie vor zweihundert und vor hundertfünfzig Jahren im Kriege gegen England, so jetzt im Kampf mit Spanien, seine Einheit und Unabhängigkeit unterzugehen drohte.

Deutschland hat daran geradesowenig Anteil genommen wie am Hundertjährigen Kriege. Daß ein Teil der deutschen Protestanten den Kampf ihrer Glaubensgenossen mit Teilnahme verfolgte, daß Deutsche sich auf eigene Gefahr in die Scharen der Hugenotten einreihen ließen, daß zwischen diesen und einigen deutschen Fürsten gelegentlich sogar ein Bündnis geschlossen wurde und eine kleine deutsche Hilfstruppe Heinrich IV. (1591) seinen ersten Sieg erfechten half, ändert nichts an der Tatsache, daß Deutschland als Ganzes dem Entscheidungskampf zwischen Katholizismus und Protestantismus, der jenseits der Vogesen ausgefochten wurde, untätig zusah. Als er vorüber war und unter der klugen und wohltätigen Regierung Heinrichs IV. die Wunden, die der Bürgerkrieg geschlagen hatte, sich schlossen und rasch vernarbten, während nun die Reihe an Deutschland kam, in heillosen innerer Verwirrung dem großen religiös-politischen Bürgerkrieg entgegenzugleiten, da hätte sich schwer getäuscht, wer etwa erwartete, Frankreich werde die Neutralität des Nachbarn, die es soeben erfahren, mit Gleichem vergelten. Schon sehr bald und dann ständig hat Heinrich IV. seine Hand in den inneren Angelegenheiten Deutschlands gehabt.

Zwar die weitausgreifenden Projekte, das „große Dessen“, das man ihm auf die Autorität seines ehemaligen Ministers Sully nachgesagt hat, völlige Umgestaltung der Karte Europas, Zerschlagung der andern Großmächte in eine Anzahl mittlerer Staaten, ein europäischer Staatenbund unter französischer Führung, Vertreibung der Türken und ewiger Friede, Gedanken, die wir ähnlich schon aus den Tagen Philipps des Schönen kennen — alles das ist spätere Phantasie. Weder der König noch seine Minister haben an dergleichen gedacht. Soweit bei Heinrichs Lebzeiten überhaupt von Er-

oberungen, Annexionen u. dgl. gesprochen worden ist, beschränken sie sich auf die nächstliegenden historischen und natürlichen Ziele, die burgundische Erbschaft, Flandern, die Franche-Comté; höchstens daß nebenbei einmal auch Lothringen und der Niederrhein, das Herzogtum Jülich-Kleve genannt werden, die damals durch besondere Umstände in den Brennpunkt europäischer Verwicklungen gerückt waren. Aber ob im Rate des Königs auch nur diese Pläne sich zu Vorsätzen verdichtet haben, ist zweifelhaft, und vollends zweifelhaft ist, was Heinrich, dieser ebenso vorsichtige und nüchterne wie kühne Politiker, wirklich gewollt hat. Dürften wir eine gelegentliche Äußerung als Bekenntnis seines Willens deuten, so wäre er mit den Grenzen der Sprache und Nationalität zufrieden gewesen. „Nur was französisch ist“, so soll er gesagt haben, „muß französisch werden, dies aber auch ganz.“

Auch seine Staatsmänner predigen Mäßigung. Sogar der Herzog von Sully, der später in der Muße eines unfreiwilligen Ruhestands seiner Phantasie die Zügel hat schießen lassen, hat, solange er im Amte war, sehr vorsichtig gedacht. Wo er einmal von der Möglichkeit der soeben erwähnten Annexionen spricht, fügt er sogleich hinzu: es sei zu erwägen, ob nicht solche Erweiterungen der Grenzen spätere, weniger vernünftige Könige zu unersättlicher Begehrlichkeit und zum Streben nach Weltherrschaft verleiten könnten. Ebenso ruft der Kanzler Etienne Pasquier in fingiertem Gespräch dem Fürsten, wie er ihn sich denkt, die Mahnung zu: „Du sprichst von Erweiterung deiner Grenzen. Du Ärmster! Siehst du nicht, daß du, um dein Königreich gut abzugrenzen, vor allem deinen Hoffnungen und Wünschen die richtigen Grenzen stecken muß?“

Dem Frankreich dieser Jahre liegt noch der kaum überstandene Schrecken des spanischen Krieges in den Gliedern. Darum gehen seine Absichten zunächst nicht weiter, als daß die drückende Übermacht Spaniens gebrochen werde. Erst in zweiter Linie, und soweit es hierzu nötig ist, denkt man an eigene Vergrößerung.

In diesem Zeichen stehen auch die Beziehungen zu Deutschland. Man fürchtet, es könnte ganz oder zum Teil ins Schlep-

tau der spanischen Politik geraten, eine Besorgnis, die bei dem engen Zusammenhang zwischen Wien und Madrid nicht unbegründet war. Darum sucht Heinrich IV., ganz wie einst Franz I. und Heinrich II., den deutschen Protestanten als der natürlichen Opposition gegen den Kaiser und Spanien die Hand zu reichen. Darum hat er sich zu bewaffnetem Eingreifen entschlossen, als es schien, daß österreichisch-spanische Truppen den Streit der Erben um das Herzogtum Kleve benutzen würden, um den Niederrhein ganz in ihre Hand zu bekommen und Frankreich im Osten mit einer fast lückenlosen Kette schwer angreifbarer Stellungen, von Brüssel über Aachen, Jülich, Luxemburg bis Straßburg und Besançon, einzuschnüren. Angesichts dieser Gefahr kam endlich auch das Bündnis mit den deutschen Protestanten zustande. Der Krieg sollte beginnen. Aber als der König eben zum Schlage ausholte, um den Niederrhein von der spanisch-österreichischen Übermacht zu befreien, machte der Dolchstoß Ravallacs seinem Leben ein Ende. Wie weit er gegangen, in welcher Weise und in welchem Umfang er etwa einen Erfolg ausgenutzt haben würde, hat er wohl selbst noch nicht gewußt, und wenn er es wußte, so hat er das Geheimnis mit sich ins Grab genommen.

Wir halten inne und blicken rückwärts. Was haben die Jahrhunderte, die wir durchschritten, uns gezeigt? Zwei Nachbarvölker, durch gegenseitige Abneigung geschieden, aber ohne das Bewußtsein einer dauernden Gegnerschaft in politischen Lebensfragen. Was Deutschland betrifft — es hat niemals durch das geringste Zeichen verraten, daß es jenseits seiner Westgrenze etwas zu erstreben hätte. Im Gegenteil, es verteidigt diese Grenze nicht einmal ernsthaft, läßt Stücke seines historischen Besitzes gleichmütig abbröckeln. Anders in Frankreich. Dort glaubt man an gewisse alte Überlieferungen und knüpft Wünsche und Hoffnungen an sie, die nur auf Kosten Deutschlands erfüllt werden können. Mit merkwürdiger Zähigkeit werden Tendenzen, die sich an den Namen Karls des Großen knüpfen, von der Nation festgehalten — ein Zug, der für ihre Denkweise bezeichnend ist, die mit

Ehrfurcht und Liebe an alter Tradition und am meisten an der eigenen Geschichte hängt. Aber davon, daß diese Tendenzen für die Politik des Reiches bestimmend würden, ist es doch sehr weit entfernt. Die geringfügige Verschiebung der Grenze von den Argonnen an die Maas und Mosel fällt demgegenüber nicht ins Gewicht. Auch in Zeiten, wo die französische Politik sich frei bewegen kann, liegen ihre eigentlichen Ziele anderswo, nicht in Deutschland.

Die Freiheit der Bewegung geht ihr verloren, als das burgundisch-spanisch-italienische Weltreich sich gebildet hat, dem der deutsche Kaiser als blutsverwandter Sekundant zur Seite steht. Frankreich sieht sich dauernd in die Defensive gedrängt, und nur im Sinne aktiver Verteidigung denkt es an mögliche Erwerbungen, darunter jetzt nebenher auch an solche auf deutschem Boden. Dennoch fühlt man es durch: auf dem Grunde seiner Volksseele liegen Hefezellen, die, wenn günstige Temperatur sie in Gärung versetzen sollte, ganz von selbst das Anschwellen der Expansion auch nach Osten, nach dem Rhein hin bewirken würden. Käme es eines Tages dazu, daß ein französischer König um der Unabhängigkeit und Sicherheit seines Reiches willen seine Waffen gegen Deutschland kehrte und dabei Erfolg hätte, so würden auch die schlummernden Wünsche und Begehrlichkeiten lebendig werden, sie würden unwiderstehlich hervorbrechen und der Politik des Landes eine neue Richtung geben. Ehrgeiz und Herrschsucht der Nation würden dann ihre Rechtfertigung unter dem Titel der Verteidigung und Sicherheit des Staates suchen, und was bis dahin politische Romantik war, würde unversehens zu einer kühn unternommenen, zäh und leidenschaftlich festgehaltenen Realpolitik werden.

So ist es gekommen. Fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode Heinrichs IV. hat Frankreich die Bahn beschritten, auf der es, ausgehend von dem Bedürfnis eigener Sicherheit, dazu gelangt ist, Teile rein deutschen Landes sich anzueignen, dann immer weitere Stücke deutschen Bodens zu begehren und schließlich die Beherrschung Deutschlands für das erste und dringendste seiner Lebensinteressen zu halten.